

# Für unsere Kinder

Nr. 26 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1915

**Inhaltsverzeichnis:** Telegraphenstangen. Gedicht von Martha Grosse. — Das Nilpferd. Von Sven Hedin. — Eine Geschichte vom Zweiflüßler. Märchen von Karl Gwald. (Fortsetzung.) — Der dumme Wolf. Von Brüder Grimm. — Eulenspiegel als Turmbläser beim Grafen zu Anhalt. — Unterm Baum. Gedicht von Friedrich Hebbel.

## Telegraphenstangen.

Sie stehen an Straßen grau von Staub,  
Sie stehen in dichtgrünem Sommerlaub,  
Sie wandern auf einsamen Felsenpfaden,  
Sie wandern entlang an der Meere Gestaden.

Sie laufen vorbei am donnernden Zug,  
Sie steigen und sinken wie nächtlicher Spuk,  
Sie wollen das ganze Land überbreiten  
Mit ihren schwirrenden, zitternden Saiten.

Und keiner, an dem es vorüberjagt,  
Ihr tausendes Lied, ist keiner, der fragt:  
Was hebt auf den Saiten, bis leise sie dröhnen,  
Ist's Jubel, ist's Angst oder Sterben und Stöhnen?

Nur Kinder umfassen neugierig-bang  
Die glatten Pfähle und hören den Sang.  
Und hören ein Rauschen und hören ein Rausen  
Und stehen und lauschen, und stehen und staunen;

Und sie wissen nicht, was hier vorüberglitt,  
Und singen und summen versonnen mit  
Zum Schicksalsgesange der eisernen Saiten,  
Auf denen der Tod und das Leben reiten.

Martha Grosse.

○ ○ ○

## Das Nilpferd.\*

Von Sven Hedin.

In den Seen und Flüssen Mittelafrikas lebt das große plumpe, häßliche Nilpferd, der Behemoth der Bibel. In alten Zeiten kam es auch in Unterägypten vor und wurde hier Flußschwein genannt. Heute aber muß man schon eine ganze Strecke südwärts über Nubien hinausgehen, um es anzutreffen. In vielen Flüssen unternimmt es Wanderungen, und es richtet sich dabei nach der Regenzeit: sinkt der Spiegel des Flusses, dann begibt es sich flußabwärts,

und wenn der Regen das Flußbett wieder füllt, aufwärts.

Während andere Tiere seit ihrem ersten Auftreten in früheren Zeitabschnitten der Erde große Formänderungen durchgemacht haben, hat das Nilpferd sein früheres Aussehen im wesentlichen bewahrt. Es macht darum auch heute noch einen urweltlichen Eindruck. Der rundliche plumpe Körper des Nilpferds ruht auf vier kurzen, unförmigen Beinen mit vier Hufen an jedem Fuß. Der Kopf ist beinahe viereckig, Augen und Ohren sind klein, das Maul entsetzlich breit und die Nasenlöcher groß. Die zwei Zentimeter dicke Haut ist unbehaart und schillert je nachdem sie naß oder trocken ist grau, dunkelbraun oder schmutziggrot. Den kleinen kurzen Schwanz abgerechnet wird das Tier vier Meter lang; es wiegt so viel wie dreißig ausgewachsene Männer.

Die Nilpferde verleben die meiste Zeit im Wasser; nachts gehen sie aufs Land, besonders in Gegenden, wo die Flüsse selbst nicht viel Nahrung bieten. Schleicht man an ruhigfließenden Flüssen vorsichtig entlang, so kann man das Tier oft überraschen; wenn es auftaucht, um Luft zu schnappen, spritzt es unter starkem Pusten und Schnauben Strahlen von Wasser aus seinen Nasenlöchern. Dann taucht es wieder unter und bleibt wohl drei bis vier Minuten unter Wasser. Ist es unmittelbar unter der Oberfläche, so sieht man über dem Wasser nur sechs kleine Erhöhungen; die Ohren, die Augen und die Nasenlöcher. Fühlt es sich nicht sicher, so steckt es nur die Nasenlöcher aus dem Wasser und atmet so leise, wie ihm nur möglich ist.

Oft liegen die Nilpferde in seichtem Wasser und plätschern darin herum, oder sie klettern auch auf das Ufer hinauf, um sich zu sonnen und sich behaglich und bequem zu machen. Dann hört man sie alle Augenblicke vor Wohlbehagen grunzende Töne ausstoßen. Gegen Abend aber suchen sie die tieferen Stellen des Flusses auf, wo sie umherschweben, einander jagen und sich mit größter Gewandtheit und Gelenkigkeit im Wasser tummeln. Sie schwimmen außerordentlich schnell und stoßweise und erfüllen dabei die Luft mit brüllenden, gurgelnden Tönen. Gleichwohl können sie aber auch so leise schwimmen, daß man das Wasser gar nicht rauschen hört. Ein verwundetes Nilpferd

\* Aus Sven Hedins „Von Pol zu Pol“. (Neue Folge.) Verlag F. A. Brodhäus, Leipzig.

bringt den Wasserspiegel in so heftige Bewegung, daß kleine Boote in den Schlagwellen kentern können. Wenn mehrere alte Männchen zugleich brüllen, durchdringt der Lärm den Urwald meilenweit, und es rollt wie Donner über das Wasser hin. Kein anderes Tier kann solchen Lärm machen; sogar der Löwe bleibt dann horchend stehen.

Am oberen Nil, oberhalb der Stadt Chartum, wo der üppige Pflanzenwuchs die Ufer erobert und der Fluß sich oft in Seen und Sümpfen verliert, geht das Nilpferd gleich dem Krokodil nur selten ans Land. Es lebt hier von den Blättern der Lotospflanzen und Papyrusstauden, den weichen Schilfsprossen und den übrigen saftigen Pflanzen, die in Sumpfsgegenden gedeihen. Es taucht unter, wühlt minutenlang auf dem Boden des Flusses und trübt das Wasser weit umher. Hat es sein gewaltiges Maul mit Blättern und Stengeln gefüllt, dann erhebt es sich wieder über die Oberfläche, und das Wasser strömt in Bächen von seinem gewölbten Leib herab. Jetzt setzt es die Kiefer in Bewegung und die Zähne zermalmen das Futter; Speichel und Pflanzenaft träufeln ihm wie eine grüne Suppe von den dicken Lippen, und die mächtigen Eckzähne zeigen sich in ihrer ganzen Kraft. Der Appetit des Nilpferdes ist unverwundlich.

In Gegenden, wo es zur Weide aufs Land geht, verübt es in den Getreide- und Gemüseländern großen Schaden und fällt sogar oft die Dorfleute an. Auch läßt es nicht mit sich spaßen, wenn ein Boot es in seiner Ruhe stört. Am gefährlichsten ist die Mutter, solange ihr Junges noch klein ist; sie trägt es auf dem Rücken, wenn sie schwimmt und liegt, ja sie taucht sogar mit ihm unter und bleibt mit ihm lange Zeit auf dem Grund des Flusses. Soll ein Flintenschuß durch den Hautpanzer des Nilpferdes etwas ausrichten, so bedarf es einer tüchtigen Ladung. Wenn das getroffene Tier nach dem Schuß schnaubt und untertaucht, ist es dem Jäger verloren; richtet es sich aber hoch über dem Wasser auf und fällt dann nieder, so traf die Kugel tödlich, und das Tier sinkt auf der Stelle. Der Jäger wartet dann einige Stunden, bis es auf der Oberfläche treibt.

Einige Negerstämme am Weißen Nil graben dem Nilpferd Fallgruben. An den Flüssen, die am Nordufer des Ngami-Sees münden, jagen die Eingeborenen die Tiere mit Harpunen, die eine scharfe, mit Widerhaken versehene eiserne Spitze tragen. Mit dem Holzschaft der Har-

pune ist durch eine Leine ein Korkstück verbunden. Auf einem aus Rohrbündeln bestehenden Floß werden zwei Kanoes gezogen, und zwischen ihnen hocken die schwarzen Jäger mit bereitgehaltenen Harpunen und leichten Speeren. Das Floß wird der Strömung überlassen und treibt lautlos flussabwärts. In der Ferne hört man die Tiere schnauben und im Wasser plätschern. Die Unterhaltung der Jäger verstummt, und jeder muß auf seinem Posten sein. Ein Schilfvorsprung verbirgt die Tiere noch; ein Floß gleitet unhörbar daran vorüber. Jetzt sieht man die dunklen Massen über dem Wasserspiegel. Sie wittern keine Gefahr in dem Schilf- und Reisigbündel, das da von der Strömung ihnen entgegengetragen wird. Ein Nilpferd taucht unmittelbar neben dem Floß auf. In diesem Moment erhebt sich der Harpunierer blißschnell und stößt ihm mit aller Kraft die Waffe in die Seite. Das verwundete Tier taucht mit einer heftigen Wendung bis auf den Grund, aber das auf dem Wasser schwimmende Korkstück zeigt die Richtung seiner Flucht. Nun werden die Kanoes zur Verfolgung ins Wasser geschoben. Sobald das Tier wieder auftaucht, wird es von einem Hagel von Wurfspeeren empfangen. Es taucht wieder unter und hinterläßt einen blutroten Streifen im Wasser. Wenn es beim nächsten Auftauchen abermals mit Speeren überschüttet wird, kommt es oft vor, daß es sich wütend gegen seine Verfolger wendet und ein gar zu zudringliches Kanoe mit seinen großen Zähnen zerbricht oder ihm von unten her mit dem Kopf einen gewaltigen Stoß versetzt. Dann und wann begnügt sich das verwundete Nilpferd auch nicht mit dem Kanoe, sondern geht auf die Männer los, und mancher kühne Jäger ist von ihm schon zerrissen worden.

Ist aber das verwundete Nilpferd ermattet, dann fischt der Jäger das Korkstück auf, rubert ans Land, schlingt die Leine um einen Baum und zieht mit allen Kräften so lange, bis das Tier aus dem Wasser herauskommt.

Das Fleisch des Nilpferdes wird mit Vorliebe gegessen. Das Fleisch der jungen und das Fett der älteren Tiere gilt als besonders wohlschmeckend; die Zunge ist ein Vederbissen. Aus seiner Haut fertigt man Reitpeitschen, Schilde und anderes, auch die großen Eckzähne sind wertvoll. Manche Tier sammlungen Europas besitzen Flusspferde, die als Junge gefangen worden sind. Will man sich eines Jungen bemächtigen, so muß man erst die Mutter töten, denn das Junge verläßt sie auch in der Gefahr nicht, bleibt sogar noch bei ihrem

toten Körper. Die jungen Flußperle, die für Zoologische Gärten gefangen werden sollen, werden auch harpuniert. Dabei bedienen sich die Jäger einer besonders eingerichteten Harpune, die nicht tief in das Fleisch der Dichthäuter eindringen kann; infolgedessen ist die Verwundung nur eine leichte und heilt rasch, und dem Transport des jungen Gefangenen steht nichts mehr im Wege. In der ersten Zeit ernährt man das Junge mit Kuhmilch; es braucht für eine Mahlzeit die Milch von vier Kühen. Aber es fühlt sich im Schutz der Menschen nicht wohl, es träumt von Afrikas Seen und Flüssen, wo es unter Lotusblättern und in Rohr- und Binsenverstecken lag. Statt des rauschenden Flusses ist es jetzt auf einen elenden Teich beschränkt.

o o o

## Eine Geschichte vom Zweifüßler.

Märchen von Karl Ewald. (Fortf.)

Eines Tages saß der Zweifüßler am Strande und sah einem Jungen zu, der mit einem Stück Bernstein spielte.

Der Junge rieb es an seiner Hose, um es blank zu putzen. Dann hielt er es in die Luft und freute sich, daß es so schön glänzte.

Gerade in diesem Augenblick flog die Flaumfeder einer Möwe vorbei und setzte sich auf dem Bernstein fest. Es flog noch eine hinzu . . . und noch eine und noch mehrere. . . Sobald sie in die Nähe des Bernsteins kamen, setzten sie sich schleunigst darauf fest.

„Sieh . . . sieh,“ sagte der Junge lachend. „Im Bernstein steckt wohl ein Geist. Wenn ich ihn an meiner Hose reibe, so kommt der Geist hervor und fängt die kleinen Flaumfedern.“

Der Zweifüßler nahm dem Jungen das Bernsteinstück aus der Hand und betrachtete es. Er rieb es und fing damit Federchen auf. Und er hielt es an Spreu und kleine Papierfetzen heran.

„Sieh . . . auch die fängt der Geist,“ sagte der Junge und klatschte in die Hände.

Mehrere Zuschauer kamen hinzu. Sie erzählten es anderen, die von ihrer Arbeit fortwanderten, um dem Zweifüßler zuzusehen.

„Ist es ein Geist, Vater?“ fragte einer der Ältesten.

„Ein mächtiger Geist,“ sagte der Zweifüßler. „Ein neuer und seltsamer Geist. Ich kenne ihn nicht. Geht an eure Arbeit und laßt mich in Frieden, damit ich ihn auskundschaften kann.“

„Gib dem Geist einen Namen, Vater Zweifüßler,“ sagte der vorige Sprecher.

Dem Zweifüßler ging es durch den Sinn, daß die Leute in der Weltgegend, wo er damals wohnte, den Bernstein Elektron nannten. Drum sagte er ihnen, daß sie den Geist des Bernsteins Elektrizität nennen könnten.

Von diesem Tage an sammelte der Zweifüßler am Strande so viel Bernstein, wie er finden konnte. Er rieb ihn und sah den Geist sich bemerkbar machen, indem er die kleinen Gegenstände um ihn herum an sich zog. Der Zweifüßler hielt das Ohr daran und lauschte, er konnte aber nichts hören. Er schmeckte und roch daran, er schlug den Bernstein in Stücke und starrte ihn mit seinen alten Augen an, ohne jedoch irgend etwas Besonderes daran entdecken zu können.

„Der Geist verbirgt sich vor mir,“ sagte er. „Aber ich werde ihn finden . . . ich werde ihn finden!“

Eines Tages fiel ihm ein, ob der seltsame Geist nicht auch anderswo als gerade nur im Bernstein wohnen könne.

Er fing an, eine Glasröhre zu reiben und schrie vor Freude auf, als der Geist sich auf der Stelle zeigte und Flaumfedern, Streu und Papierschnitzel an sich zog. Er nahm ein Stück Schwefel, rieb es und jubelte, als er hier den gleichen Erfolg hatte. Nach einer kleinen Weile aber verschwand der Geist stets, sowohl beim Bernstein wie beim Glasrohr und Schwefel. Erst wenn der Zweifüßler sie wieder rieb, war auch der Geist wieder da.

Der Zweifüßler forschte und spähte. Täglich fand er irgend etwas Neues, das durch Reibung elektrisch gemacht werden konnte.

Er hatte eine große Schwefelkugel hergestellt; mitten hindurch befestigte er eine Eisenstange. Diese war durch zwei Pfähle gesteckt, so daß er die Kugel durch einen Handgriff an dem einen Ende der Stange herumdrehen konnte.

Wenn er an dem Handgriff drehte und die Hand auf die Kugel legte, sah er, daß die kleinen Federchen, die in der Luft umherflogen, auf der Kugel festsaßen und gleich wieder in die Luft sprangen, wie wenn der Geist sie abgestoßen hätte. Er drehte rascher, und die Federn umtanzten die Kugel. Eine von ihnen flog ihm auf die Nase, blieb dort eine Weile sitzen und flog dann auf die Kugel zurück.

„Der Geist wohnt auch in mir,“ sagte der Zweifüßler fröhlich. „Ich glaube, er ist überall und in allen Dingen, wenn man ihn nur aus seinem Versteck herauslockt. Nun will ich den

ganzen Stamm zusammenrufen und ihnen etwas zeigen, was sie noch nie gesehen haben.“

Er ließ Voten herumgehen, und die Scharen kamen und umstanden sein Haus. Dann rief er den kleinen Jungen zu sich, der damals am Strande mit dem Bernstein gespielt und zu allererst den geheimnisvollen Geist hervorgeholt hatte.

„Dir kommt die Ehre zu, heute mit dabei zu sein,“ sagte er. „Ihr entsinnt euch alle noch des Geistes, dem ich den Namen Elektrizität gab?“

„Gewiß,“ erwiderte der Älteste. „Hast du uns etwas Gutes von ihm zu erzählen, so wollen wir's gern hören. Ist es etwas Böses, so behalte es für dich, und wir wollen in ein Land entfliehen, wo der Geist nicht wohnt.“

„Der Geist ist weder böse noch gut,“ sagte der Zweifüßler. „Er ist eine Macht . . . eine seltsame, geheimnisvolle Macht, die zu ergründen mir noch nicht gelungen ist. Ich weiß nicht, ob sie es verdient, daß ich sie bezwinde und für euch dienstbar mache wie den Ochsen, das Pferd, den Wind und den Dampf. Ich weiß auch nicht, wie ich sie bezwingen soll. Aber ich weiß, daß es niemandem von uns möglich ist, dem elektrischen Geist zu entfliehen. Denn er wohnt nicht nur im Bernstein, wie ihr gesehen habt. Er kann in allen Dingen und allerorten Wohnung nehmen . . . selbst in mir . . . selbst in einem jeden von euch.“

Sie drängten sich zusammen und starrten ihn ängstlich an.

„Gebt acht,“ sagte der Zweifüßler. Laßt eure Furcht fahren und seht mit Staunen, was ich euch zeigen werde.“

Der Zweifüßler hängte den Knaben unter den Armen in zwei Schnüre, so daß er ein Stück über der Erde in der Luft schwebte. Vor ihm hing an einer anderen Schnur eine Glasröhre. Auf dem Boden unter ihnen stand ein Gefäß mit kleinen Papierschnitzeln.

„Ich reibe jetzt das Glasrohr, bis der Geist zum Vorschein kommt,“ sagte der Zweifüßler. „Wenn das geschehen ist, so berührt der Junge die Glasstange mit der einen Hand. Die andere hält er in einiger Entfernung über das Gefäß mit den Papierschnitzeln.“

Er rieb, und der Junge tat, wie er sagte.

Sie starrten und schrien vor Verwunderung laut auf. All die kleinen Papierstreifen sprangen empor und hängten sich an die Hand, die der Knabe über das Gefäß hielt.

„Seht ihrs?“ sagte der Zweifüßler. „Er ist elektrifiziert. Der Geist hat in ihm Wohnung genommen . . . könnt ihr's alle sehen?“

Die Ältesten und Klügsten beugten sich nach dem Jungen vor und besprachen die merkwürdige Erscheinung. Sie verstanden sie nicht und schüttelten ihre Köpfe. Die anderen aber packte die Wut, und sie wollten auf den Zweifüßler eindringen.

„Das ist Zauberei!“ schrien sie. Vater Zweifüßler ist ein Zauberer . . . er versucht Gott und tötet den armen Jungen durch seine Künste.“

„Ihr seid Toren,“ sagte der Zweifüßler.

„Ihr redet über Dinge, von denen ihr nichts versteht. Geht eures Wegs und laßt mich in Ruhe den mächtigen Geist der Elektrizität erforschen. Übers Jahr mögt ihr wiederkommen. Vielleicht werde ich euch dann weiter seltsamere Dinge zeigen, als ihr heute gesehen habt.“

Sie aber fuhren fort, zu rufen und den Zweifüßler zu umdrängen. Sie drohten ihm mit geballten Fäusten und schalteten ihn.

„Vater Zweifüßler muß sterben!“ schrien sie.

„Er bringt uns mit seiner Zauberei alle ins Unglück. Er beschwört Geister heraus, die mächtiger sind als er. Wir wollen ihn töten, ehe er Gottes Zorn auf uns gelenkt hat.“

Die Ältesten stellten sich zwischen den Zweifüßler und die Rasenden. Sie erinnerten sie an sein ehrwürdiges Alter und an all das Gute, das er für sein Volk getan hatte. Sie redeten so lange auf die Menge ein, bis sie sich — murrend und zornige Blicke auf den Zweifüßler richtend — entfernte. Die Mutter des Knaben, den er elektrifiziert hatte, lief hin und ergriff ihn bei seinem langen, weißen Barte. Sie rief: „Wenn du meinen Jungen noch einmal zu deinen abscheulichen Zauberkünsten gebrauchst, so bringe ich dich um.“

„Du bist nur ein törichtes Weib,“ sagte der Zweifüßler und stieß sie beiseite. „Wenn ich deinen Jungen in das einweihen würde, was du meinen Zauber nennst, so würde er sich einen Namen erringen, den alle mit Ehrfurcht nennen würden, solange die Erde steht. Aber geh' nur hin und nimm ihn mit dir. Es ist ihm nichts Böses geschehen, und morgen wird er alles vergessen haben.“

An der Hand hielt sie den Jungen, der nicht weinte, sondern fortwährend den Zweifüßler betrachtete. Als sie fort waren, sagten die Ältesten zu ihm, er täte am besten, in ein anderes Land zu ziehen, wenn er fortfahren wolle, den elektrischen Geist auszukundschaften. Sonst würden ihn die Leute schließlich eines Tags totschlagen.

Der Zweifüßler rieb das Glasrohr mit einem Stück Fell und achtete nicht auf sie. Sie mußten

es nochmals sagen, bis er es hörte. Da nickte er nur und sagte: „Ich werde noch heute nacht fortgehen und mir ein anderes Land suchen, wo die Menschen Klüger sind.“

Gegen Mitternacht war er bereit zum Aufbruch. Er hatte nichts anderes bei sich als seinen Schwefel und einige andere Gegenstände, die er für seine Arbeiten nötig hatte. Er verbarg sie unter seinem Mantel, löschte das Licht in seinem Hause und wollte gehen.

Plötzlich hörte er Lärm im Tale, wo die anderen wohnten. Er setzte sich hin und wartete, nicht weil er sich vor ihnen fürchtete, sondern weil er nicht mehr mit den Toren reden mochte. Und während er wartete, nahm er seine Schwefelkugel unterm Mantel hervor und begann, sie mit der Hand zu reiben, wie er es früher schon tausendmal getan hatte. Er starrte sie an, obwohl er nicht sehen konnte, da es stockfinster war.

Plötzlich fuhr er mit einem Schrei in die Höhe. Er ließ die Kugel los, fand sie auf dem Boden mit Mühe wieder und begann von neuem wie besessen zu reiben.

Jetzt sah er es ganz deutlich . . . an seiner Hand entwickelte sich ein Licht, während er rieb. Und er rieb immer wieder, und jedesmal sah er das Licht.

Er war so bewegt, daß er kaum atmen konnte. Er schloß seine Augen und öffnete sie wieder. . . . Gewiß, es war keine Einbildung . . . das Licht erschien, sobald er die Schwefelkugel rieb.

Während des Reibens hielt er die Kugel an das Ohr und hörte deutlich ein schwaches Knistern. Da sprang er auf und sang und lachte, weinte und tanzte in der Stube umher wie ein junger Mann, der vor Glück außer sich gerät.

„Das ist der Blitz . . . das ist der Donner,“ rief er jubelnd. „Ich habe sie gerufen, und sie sind meinem Rufe gefolgt.“

Die Tür wurde geöffnet, und der kleine Junge, den er elektrisch gemacht hatte, stand auf der Schwelle.

„Vater Zweifüßler . . . willst du mich mit dorthin nehmen, wohin du gehst?“ sagte er. „Willst du mit?“ fragte der Zweifüßler.

„Ja,“ antwortete der kleine Junge, „ich will bei dir bleiben und mit dir gehen. Ich habe keine Furcht vor dir. Du sollst mich deinen Zauber lehren, und ich will einmal ein ebenso weiser Mann werden.“

„Du weißt nicht, was du tust,“ sagte der Zweifüßler. „Ich bin kein Zauberer, aber ich

habe gesehen, was sonst niemand gesehen hat. Du weißt nicht, was ich diese Nacht erlebt habe. . . . Ich habe meine Kugel gerieben und den Blitz aus ihr hervorgerufen und den Donner. . . . Sie liegen in meiner Hand . . . ich kann sie rufen, sobald ich will. . . . Noch sind sie ganz winzig und schwach, aber ich weiß, daß sie einmal so stark werden wie die da oben in der Wolke. Hast du Mut?“

„Ja,“ erwiderte der Junge.

„Dann komm,“ sagte der Zweifüßler.

Und er nahm den Jungen bei der Hand und wanderte mit ihm in die dunkle Nacht hinaus, um ein Land zu finden, wo es weniger Toren gab.

Er fand auch ein neues Land, wo er sich mit dem Jungen niederließ. Die Leute ehrten ihn ob seines Alters und seiner Weisheit und wußten nichts von seinen Zauberkünsten. Aber er beschäftigte sich nach und vor damit und spähte und lauschte und sann . . . ob er nicht des seltsamen Geistes habhaft werden könnte, der sich im Bernstein und Glas und Schwefel so schwach und im Gewitter so mächtig offenbarte.

Jeden Abend, wenn die Tagesarbeit beendet war, unterhielt er sich mit dem Jungen, dessen Verstand mit den Jahren wuchs. Am meisten freuten sie sich, wenn der Donner rollte. Dann meinten sie, der mächtige Geist sei ihnen näher . . . er sei nicht mehr nur dort oben, wo die Blitze zuckten, sondern in der Luft und in allen den Dingen rings um sie her.

„Da oben ist viel Elektrizität, und hier unten bei uns ist wenig,“ sagte er. „Darum schlagen die Blitze auf der Erde ein. . . . Sieh da . . . dort fuhr ein Blitz aus einer Wolke, die zu viel Elektrizität hat, in eine, die zu wenig hat . . . es ist wie beim Wasser, wenn es in zwei Teichen ungleich hoch steht. Grabe ich einen Kanal dazwischen, so läuft es aus dem Teich, der am meisten Wasser hat, in den, der am wenigsten hat. Mein Junge, ich will so viel Elektrizität sammeln, bis ich sie zu den größten Dingen brauchen kann.“

„Das willst du, Vater; da du es sagst,“ sagte der Junge. „Aber willst du mir nicht erklären, wie es kommt, daß der mächtige Geist in so einem elenden Glasrohr wohnt und nicht in der dicken Eisenstange, die dort liegt? Ich habe das Eisen gerieben, bis meine Arme mir weh taten, aber ich habe nichts von dem Geist gemerkt.“

„Verlaß dich darauf, er ist da,“ sagte der Zweifüßler. „Wir müssen nur das rechte Mittel

finden, um ihn zu rufen. Ich glaube, im Eisen und im Kupfer und in den anderen Metallen ist mehr Elektrizität als irgendwo anders. Sieh nur, wie schwach sie im Glasrohr und im Bernstein ist. . . . Der Geist kommt und verschwindet wieder im selben Augenblick. Nein . . . wenn wir ihn aus dem Eisen hervorlocken können, so werden wir ihn in seiner ganzen Stärke zu sehen bekommen."

Eines Tages ging der Junge in die Berge und fand einen Eisenstein, der ihm wunderbarlich vorkam. Er brachte ihn dem Zweifüßler nach Hause, und der betrachtete ihn lange und genau. Ohne weiter darüber nachzudenken, begann er, die dicke Eisenstange, die dalag, mit dem Eisenstein zu reiben, und sah voll Bewunderung, daß der Stein an dem Eisen hängen blieb.

"Junge, was hast du gefunden!" rief er.

Von nun ab dachte er nur an das Eisen, das Kupfer und die anderen Metalle.

Er schmiedete große und kleine Stangen, rieb sie mit dem Eisenstein und sah, daß sie elektrisch wurden. Der Geist steckte in ihnen, und der Geist kam hervor, aber in anderer Weise als im Glasrohr, Bernstein und Schwefel.

Es nützte nichts, als er mit den Flaumfedern und den kleinen Papierstreifen kam. Der Geist griff nicht nach ihnen. Aber näherte er sich mit Eisen, so griff der Geist danach und hielt es fest, ganz fest.

"Das ist der richtige, der starke Geist," sagte der Junge fröhlich.

Der Zweifüßler erkannte auch, daß der Geist nur an den beiden Enden der Stange war, die er mit dem Eisenstein gerieben hatte. In der Mitte der Stange fehlte er. (Fortf. folgt.)

o o o

## Der dumme Wolf.

Der Wolf und der Fuchs wohnten einmal in einer Höhle zusammen, und da wachte eines Morgens der Wolf auf und fühlte sich gar nicht recht wohl, und rief so vor sich hin, indem er die Pfoten reckte: "Heut muß ich noch etwas Junges haben, dann wird mir wohl besser werden!" Das hörte der Fuchs und hätte auch gern eine Mahlzeit gehabt, aber er mochte sich nicht viel rühren, darum sagte er: "Mir geht's auch so, doch ich bin leider lahm und kann nicht von der Stelle." Sprach der Wolf: "Nun, darum Sorge nicht, setz' dich nur auf meinen Rücken, dann will ich dich tragen!" Das war der Fuchs gleich zufrieden,

trough ihm auf den Nacken, und nun ging's auf und davon. Wie sie so eine kleine Weile im Walde gegangen waren, sprach der Fuchs leise vor sich hin: "Da trägt der Kranke den Gesunden!" Das hörte aber der Wolf und fragte schnell: "Was sagst du?" Doch der Fuchs antwortete traurig: "Ach, an meine Rede mußt du dich nicht kehren, ich rase nur so!" Wieder gingen sie darauf eine Weile fort, und das wiederholte sich so zum zweiten und zum dritten Male, aber der Wolf ließ sich jedesmal wieder vom Fuchs betören, daß er wirklich meinte, der sei im Fieber und rase nur so. Da kamen sie an einen Weg, auf dem sah der Fuchs eine Speckseite liegen, und flugs sprang er herunter vom Rücken des Wolfes und darauf zu, und fragte ihn, ob er mit ihm teilen wolle; allein der Wolf begehrte nichts davon und ging ruhig seiner Wege. Nachdem er so eine Weile weitergetrottet war, kam er an eine Wiese, auf der eine Stute mit ihrem Fohlen weidete; die ersah ihn erst, als er gar nicht mehr weit von ihr war, und ging ihm darum entgegen, und sprach: "Guten Tag, Wolf! Ich habe da ein Fohlen, mit dem geht's mir gar schlecht, ich kann es nicht mehr ernähren; darum sah' ich's wohl gern, wenn du es schlachtetest!" — "Ich, das will ich wohl tun," sagte der Wolf und ging gleich mit ihr. Unterwegs hinkte aber die Stute gar sehr, so daß es dem Wolf nicht schnell genug ging, und er sie fragte: "Wie kommt's, daß du hinkst?" — "Ach," sagte sie, "ich muß mir etwas in den Fuß getreten haben, möchtest du nicht einmal nachsehen, was es wohl sei, und es herausziehen?" — "Eine Liebe ist der anderen wert," sprach der Wolf, sie hob den Huf empor und er bückte sich, den Schaden recht genau zu besehen; aber da schlug sie ihm plötzlich an den Kopf, daß ihm Hören und Sehen verging und er für tot niederstürzte. Darauf eilte sie schnell mit ihrem Fohlen davon, und als der Wolf aus seiner Betäubung erwachte, waren beide längst über alle Berge. Da ging er denn traurig weiter und kam nach einiger Zeit an den Rand eines Waldes, wo er zwei Ziegenböcke erblickte, die sich gewaltig mit den Hörnern stießen. Er trat heran und fragte nach der Ursache ihres Streites, und da erzählten sie ihm, sie seien von ihren Herren hier angebunden, um zu grasen, und nun wisse keiner von beiden, wo die Grenze sei, und jeder glaube, einer tue dem anderen zuviel. Da sprach der Wolf: "Das kann ich leicht schlichten; ich werde mich hierherstellen, und

ihr geht beide bis zu dem Ende der Grasung, dann lauft ihr um die Wette auf mich zu, und wer zuerst bei mir ist, der kriegt das größere Stück der Weide!" So dachte er erst den einen und dann den anderen zu fangen und zu fressen. Die Ziegenböcke taten auch, wie er ihnen gesagt hatte; aber als er nun so in der Mitte stand, ließen nun beide mit so großer Hast und Eile auf ihn zu, daß sie zu gleicher Zeit bei ihm eintrafen und ihm mit solcher Gewalt in die Seiten stießen, daß er halb tot niederstürzte; darauf ließen sie eilig davon, und es dauerte lange, ehe er wieder zu sich kam. Aber er gab doch seinen Vorsatz noch nicht auf, und da er immer noch kränker wurde, sprach er zu sich: „Ich muß heute noch etwas Junges haben, dann wird mir wohl besser werden.“ Darauf ging er wieder weiter und kam in ein schönes grünes Thal, wo ein rasches Bächlein eine Mühle trieb; nicht weit davon ging eine Sau mit neun Ferkeln. „Ha!“ jauchzte der Wolf, „zwölf Ferkel sind keine magere Kost; da kommst du dich einmal für alle Not entschädigen.“ Er lief im Sturm auf die Sau los und schrie: „Aha! habe ich Euch einmal! Ihr seid es mit Eurer Sippschaft, Ihr habt mein Kartoffelfeld zerwühlt; Eure Kinder als Pfand her!“ Die Sau stuzte; anfangs dachte sie, den Wolf gleich zu packen; als sie aber sline grimmigen Hungerzähne sah, fürchtete sie, es könne beim Kampf eines ihrer Kinder in Gefahr kommen; drum sprach sie: „So, ich entsinne mich nicht, daß ich mit meinen Kindern je auf Eurem Kartoffelfeld gewesen bin; doch nehmt sie hin, wenn Ihr uns durchaus für strafbar haltet; um eins nur bitte ich Euch: die Armen sind noch Heiden; ich fand bis jezt noch keinen Priester, um sie taufen zu lassen; doch sehe ich an Eurem Rock, daß Ihr ein würdiger Herr sein müßt; drum tauft sie mir, damit sie in den Himmel kommen. Dem Wolf schmeichelte es, daß man ihn für einen Pfarrer hielt, und er sprach: „Ja ja, gleich will ich sie taufen.“ — „So setz' dich auf den Steg, der über den Bach führt, dann will ich sie dir hineinbringen, eins nach dem andern, daß du die Taufe verrichtest.“ Das war denn auch der Wolf gern zufrieden und ging mit ihr hinab zum Bach; nun war freilich der Steg, der oberhalb der Mühle über das Wasser führte, gar schmal, und es kostete ihm große Mühe, einen festen Sitz zu fassen, allein er dachte: „Wer nicht magt, der nicht gewinnt!“ Und so gelang's ihm endlich. Als die Sau sah, daß alles in

Ordnung war, nahm sie ein Ferkel ins Maul, um es ihm hinabzubringen; allein plöglich änderte sie ihren Lauf, stürzte auf den Steg und gerade auf den Wolf mit einer solchen Wucht los, daß er kopfüber in den Bach fiel und sich in dem reißenden Wasser nicht halten konnte, sondern unter das Mühlrad kam und jämmerlich zerfunden und zerquetscht auf der anderen Seite wieder hervortauchte. Nur mit Mühe arbeitete er sich heraus, troch ganz traurig ans Land und schlich matt auf einen Birnbaum zu, der einsam im Felde stand. Unter dem saß aber gerade ein Bauer, der hatte sich Holz gehauen, um Eggenpflocke zu schneiden, und wie er den Wolf erblickte, kletterte er eilig auf den Baum und verbarg sich in den Zweigen. Der Wolf aber setzte sich unten nieder und sann nun nach über all das Unglück, das ihn heute betroffen hatte. Da sprach er zu sich selber: „Wer hat dich nun wohl zum Doktor gemacht, daß du die Stute kurieren wolltest? Oder wer hat dich zum Landmesser gemacht, oder wer hat dich gar zum Priester gemacht, um Ferkel zu taufen? Es wäre dir doch wahrlich das allerbeste, daß unser Herr Gott ein Beil vom Himmel auf dich herunterwürfe, dann wäre all deinem Leiden ein Ende gemacht!“ Und kaum hatte er das ausgesprochen, so warf der Bauer sein Beil aus dem Baum herunter und traf ihn gerade in die Weichen, daß er sogleich zusammenstürzte; da rief er noch: „Nun, nun, so ernstlich war's ja nicht gemeint!“ Aber jezt war's zu spät und er hat weder mehr kuriert, noch Landmessung gehalten, noch Priester gespielt, sondern ist da unter dem Birnbaum gestorben, und der Bauer hat sich einen Pelz aus seinem Balg gemacht.

○○○

### Eulenspiegel als Turmbläser beim Grafen zu Anhalt.

Eulenspiegel kam einmal in das Land des Grafen von Anhalt. Bei dem verdingte er sich als Turmbläser. Der Graf hatte nun viele Feinde, und es waren zu dieser Zeit viele Ritter und allerlei Hofvolk im Städtlein und im Schlosse. Die Mühle man nun alle Tage speisen. Dabei wurde nun einmal Eulenspiegel auf seinem Turme vergessen, und er blieb den ganzen Tag ohne Speise und Trank. An demselben Tage sprengten des Grafen Feinde vor das Städtlein, herannten das Schloß und nahmen eine große Anzahl Kühe weg. Eulen-

Spiegel lag aber auf dem Turm, guckte durchs Fenster und schlug keinen Lärm, weder mit Blasen noch mit Schreien. Als der Graf erfuhr, daß der Feind vor seinen Thoren war, eilte er ihm mit den Seinen nach, um ihm die Beute wieder abzurufen, und als sie zum Thore hinaussprenkten, sahen etliche nach dem Turm und bemerkten, daß Eulenspiegel aus dem Fenster guckte und lachte. Da rief ihm der Graf zu: „Was liegst du so in dem Fenster und schlägst keinen Lärm?“ Eulenspiegel rief wieder herab: „Vor dem Essen da rufe ich und tanze ich nicht gern.“ — „Nun, willst du denn nicht die Feinde anblasen?“ rief der Graf ihm zu. Da rief Eulenspiegel wieder: „Ich brauche sie wohl nicht heranzublasen, Herr, das ganze Feld ist ja schon voll, und etliche nahmen uns schon die Röhre weg. Wies ich noch mehr Feinde heran, so könnte das wohl schlimm werden.“ Der Graf eilte nun dem Feinde nach, schlug sich mit ihm, und währenddessen ward Eulenspiegel wieder mit seiner Mahlzeit vergessen. An einem anderen Tage hatte der Graf seinen Feinden eine Menge Vieh abgenommen, darüber war große Freude, und sie schlachteten und sotten und brieten, daß dem Eulenspiegel auf seinem Turme das Wasser im Munde zusammenlief, und so dachte er denn daran und überlegte, wie er auch etwas von dem Braten bekommen möchte. Er wartete, bis es Essenszeit war, da fing er an zu rufen und zu blasen: „Feindio, Feindio!“ Und der Graf und die Seinen eilten vom Tische, auf dem schon die leckeren Gerichte dampften, legten den Harnisch an, griffen zu den Waffen und eilten vor das Thor und hinaus in das Feld und spähten nach den Feinden. Derweilen lief Eulenspiegel behende vom Turme, kam über des Grafen Tisch und nahm Gebratenes und Gefottenes, was ihm gefiel, und stieg eiligst wieder auf den Turm. Als nun die Ritter und das Fußvolk vor die Stadt kamen, sahen sie nichts vom Feinde und sprachen zueinander: „Das hat der Türmer aus Schalkheit getan,“ und so zogen sie denn wieder heim, dem Thore zu. Da rief der Graf, als er Eulenspiegel sah: „Bist du denn ganz toll geworden!“ Eulenspiegel sprach: „Ohne alle arge List, aber Hunger und Not erdenken manche List.“ — „Warum hast du denn Feindio geblasen?“ fragte der Graf, „kein Feind ist weit und breit zu sehen.“ — „Da keine Feinde da waren, mußte ich eben etliche herblasen,“ sprach Eulenspiegel. „Du bist mir ein rechter Schalk,“ sprach der Graf, „denn sind Feinde da, so willst du sie nicht

anblasen, und wenn keine Feinde da sind, so bläst du sie an.“ Und so setzte er einen anderen Turmbläser an seine Stelle, und Eulenspiegel mußte ihm als Fußknecht folgen. Das verdroß ihn gar sehr, und er wäre am liebsten über alle Berge gewesen. Zog man gegen den Feind, so war er denn auch allzeit der Letzte zum Thore hinaus, und kamen sie heim, so war er stets der erste zum Thore hinein. Da sprach der Graf zu ihm: „Was soll ich davon halten, wenn es in den Kampf geht, bist du immer unter den letzten, und ziehen wir heim, bist du der erste.“ Eulenspiegel sprach: „Darum sollt Ihr mir nicht zürnen, denn wenn Ihr, Herr, und Euer Hofgesinde ahet, so lag ich auf dem Turm und verging vor Hunger, davon bin ich kraftlos geworden, so eile ich denn immer, daß ich der erste an der Tafel bin und als letzter davon aufstehe, damit ich wieder zu Kräften komme; dann will ich auch wohl der erste und der Letzte sein, wenn Ihr vor den Feind zieht.“ — „So wolltest du denn nur so lange bei mir aushalten, wie du auf dem Turme sahest?“ sprach der Graf. „Wozu einer Recht hat, das nimmt man ihm gern,“ sprach Eulenspiegel. Da gab der Graf ihm seinen Abschied, und des war Eulenspiegel froh, denn er hatte keine Lust, alle Tage mit dem Feinde zu fechten.

o o o

### Unterm Baum.

Unterm Baum im Sonnenstrahl  
Liegt ein rotes, träges Kind,  
Schläft so lange, bis zum Mahle  
Früchte abgefallen sind.

Einer hängt der schweren Aeste  
Fast herab auf sein Gesicht,  
Beut ihm still der Früchte beste,  
Doch sie pflücken mag es nicht.

Flink vom fernen Bergesgipfel  
Gilt der Mittagswind daher,  
Schüttelt leise, und vom Wipfel  
Fällt es, gelb, wie Gold, und schwer.

Daß das Bübchen, nun die Spende  
Aus dem Grase winkt, erwacht,  
Setzt auf eine seiner Hände  
Sich die kleinste Mücke facht.

Friedrich Hebbel.

Verantwortlich für die Redaktion:  
In Vertretung Emma Buchheim in Stuttgart.  
Druck u. Verlag J. G. Neugebauer, W. M. S. Stuttgart.